
SÍLE MARLIN

VOYEUR UNDERCOVER

ROMAN NOIR

LESEPROBE

© 2015 Síle Marlin
2. Ausgabe 2022
www.sile-marlin.de

Alle Rechte vorbehalten.
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

PROLOG

Draußen regnet es den Regen einer späten Jahreszeit – es ist November, allein dafür zu warm, wenn auch nicht weniger grau.

Den Vormittag habe ich dort verbracht, wo es noch dunkler ist. Wo sich Kälte, Müll und Stricher den Straßenrand gegenseitig streitig machen. Habe *ihn* gesucht, bin aber nur auf die Sorte Verführer gestoßen, die das schmutzige Geld, die schmutzigen Drogen so nötig haben, dass sie selbst bei diesem Hundewetter posieren.

Enttäuscht und erleichtert zugleich, trage ich meinen Frust zum Asiaten. Zur Mittagszeit stressen dort reger Betrieb, Lärm und Gestank um die Wette, doch genau das brauche ich momentan – das nervende fremdländische Geleier aus dem TV-Gerät; die Leute, deren Anblick ich nicht ertrage; die Kitschbilder, die Leuchtgirlanden, die Plastikblumen. All dies tue ich mir an, um einen Gegen-schmerz zu legen. Doch mit dem Betreten des Lokals ist

mein Leiden beendet, denn ganz unerwartet treffe ich *ihn* dort an.

Er sitzt inmitten dieser ihm eigenen Aura der Stille, sitzt da am Ende des Tresens auf einem Barhocker, vor sich einen Teller und stochert mit den Essstäbchen lustlos darin herum.

Keiner beachtet ihn.

Dabei nimmt er den gesamten Raum ein mit seiner Präsenz, die ich regelrecht wittere. Trotz des olfaktorischen Gaus. Nur so kann man dieses Geruchskompositum aus Desinfektionsmitteln, Frittierfett, Räucherstäbchen und orientalischen Gewürzen bezeichnen.

Ich peile ihn direkt an. Finde den kürzesten Weg zwischen den Tischen hindurch, und dann bin ich bei ihm und fernab der gemeinen Welt, mit der ich innerhalb seines Orbits nichts mehr zu tun habe.

Mein Dank gilt dem Himmel und der Hölle, und ich nehme den leeren Platz neben ihm ein.

»Hallo.«

Er schaut auf und mich an und sucht in meinem Gesicht nach einem triftigen Grund, meinen Gruß zu erwidern, findet keinen und konzentriert sich wieder auf seinen vegetarischen Fraß.

»Ist das Gericht zu empfehlen?« Ich versuche es erneut und habe Glück. Diesmal lässt er sich auf meine Belästigung ein.

»Auch wenn es nicht so überkommt – ja. Habe nur keinen Appetit.«

»Warum bestellt man ein Essen, wenn man keinen Hunger hat?«

»Vermute mal, aus Gewohnheit.«

Die Kellnerin schiebt mir ein Glas hin, randvoll mit Eiswürfeln. Ich schaue kurz zum Getränkeautomaten, der von einer Horde Halbstarker belagert wird. Ich habe keinen Durst. Der Hunger dominiert. Gern würde ich meinem Nebensitzer begreiflich machen, *wie* ausgehungert ich bin, will aber nicht als notgeil rüberkommen.

Kann mich nicht sattsehen an seinem Profil

Das Glas muss meine Unsicherheit abfangen. Ich drehe es am oberen Rand um die eigene Achse, als wollte ich die Eiswürfel darin von allen Seiten begutachten. Das leise Klimpern der Würfel lässt mich frösteln. Ich versuche, kein angestregtes Gesicht zu machen.

Mein Blick streunt umher. Schnüffelt an der Konkurrenz. Überzeugt mich, dass die Gesichter reizlos sind, um nicht zu sagen: minderwertig. Die Girlies vom Nachbarstisch vergeuden Schmachtblicke aus den Augenwinkeln, mein Nebensitzer bekommt es nicht mit, weiß ohnehin um seine Wirkung, ist es gewohnt.

Er gehört mir

In Gedanken lege ich ihm ein Halsband um.

Er seziert weiterhin das tote Gemüse auf seinem Teller und tut so, als hätte mein Darben nichts mit ihm zu tun.

Die Speisekarte steckt in einer schmierigen Klarsicht-hülle. Mein Daumen wischt einen Tropfen vom beschlagenen Glas.

Die Bedienung macht ihr Misstrauen kund. »Stimmt was nicht mit dem Essen?«

»Nichts zu beanstanden«, säuselt er und braucht die

Frau nur anzulächeln, um sie vorerst zu beruhigen. Dennoch wird sie ihn ab sofort im Auge behalten.

Ich frage mich, wie lange er hier schon vor seinem kalten Essen sitzt. Dass er sich von seinem erfickten Geld einen Aufenthalt im Trockenen erkaufen muss, stimmt mich traurig und erweckt meine Nächstenliebe von den Toten. »Hast du ... nach dieser *Gewohnheit* schon etwas vor?«

Er blickt von seiner Kaltspeise auf, aber nicht zu mir. Der Fernseher auf dem Regal zeigt ihm kleine Leute in exotischen Trachten, in fremder Umgebung, außerdem reden die kleinen Leute in dem Kasten (ausländisches Fabrikat) in einer fremden Sprache und inszenieren ihre fremden Dramen. Alles ist unvertraut, fern, ich kann nicht glauben, dass diese Menschen auf demselben Planeten leben wie ich, geschweige denn in derselben Dimension.

»Von mir aus können wir sofort gehen«, sagt er in Richtung Mattscheibe.

Ich winke die Bedienung zu uns rüber und bezahle sein Essen.

Draußen ist immer noch November, sind die Straßen immer noch nass, ist es immer noch grau. Grau ist die Farbe meiner Gier.

Wir gehen wie fremdgesteuert die Straße entlang, reden nichts, wie selbstverständlich. Betreten das Haus mit der Nummer 61.

Der Concierge sitzt nicht hinter seiner Theke.

Gut so

Über seinen Verbleib mache ich mir keine Gedanken. Ein Zeuge weniger ist besser als einer zu viel.

Wir betreten den Fahrstuhl.

Er lehnt sich an die Innenwand, sieht mich an oder durch mich hindurch. Weiter nichts.

»Zu dir?«, frage ich.

Er senkt den Blick – ich soll die Belustigung darin nicht sehen – und verzieht den Mund zu einem schiefen Lächeln.

Es war immerhin ein Versuch.

Ich drücke den Knopf mit der Nummer 14.

Wir steigen im dreizehnten Stock aus.

Ich bin hier

Minutenlang steht er nun schon am Fenster. In derselben Haltung, in der ich ihn kürzlich im Fenster des Hauses gegenüber gesehen habe. Die eine Hand hält den Vorhang zur Seite, mit der anderen stützt er sich an der Wand ab – diesmal jedoch hat er mir den Rücken zugewandt, nicht sein Gesicht. Diesen Menschen von hinten zu sehen, lässt in mir Gefühle der Ablehnung, Trennung, Isolation aufkommen.

Ich lehne neben der Wohnungstür, stehe auf der falschen Seite des Zimmers. Habe ihm den Raum überlassen, beobachte ihn. Respektiere, dass er allein sein will.

Hier bin ich

Meine Fingerspitzen kribbeln, meine Arme durchwachsen den ganzen Raum, meine Hände legen sich ihm auf die Schultern – so kommt es mir vor –, und ich weiß, dass ich vergehen werde, wenn er mich noch länger mit Missachtung quält.

Er steht dort am Fenster – so lange wie der Tod dauert.

»Ich bin hier«, sage ich leise.

Das langsame Anheben seiner Schultern verrät, dass er tief einatmet. Es scheint, als würde er einen Seufzer unterdrücken, um mich nicht zu kränken, und vielleicht hat er sich mit dem gedehnten Ausatmen soeben zu einer Beleidigung durchgerungen.

Endlich wendet er sich wieder dem Nichts im Raum zu, mich eingeschlossen. Die CD neben dem Player ist ihm Grund genug, mich weiterhin zu ignorieren. Er geht die Titelliste durch.

Ich sage: »Das letzte Mal bist du sehr schnell verschwunden.«

Verwunderung kräuselt seine Stirn. Ob aufgrund meines Vorwurfs oder der Auswahl an Titeln ist schwer zu deuten, ich beziehe es dennoch auf mich.

»Darf ich?« Er wedelt mit der CD.

Ich zucke mit den Schultern.

Nur zu

Er ist hier heimisch. Ich bin ein Fremdkörper in meiner eigenen Bleibe, habe alle Hoheitsrechte an ihn abgetreten.

The Doors erklingen aus der Vergangenheit, nehmen die Gegenwart ein und untermalen diese Szene: Die Augen geschlossen, gibt er sich dem Moment hin, es scheint, als wäre mit dem Einsetzen der Musik eine Brise aufgekommen, die seinen Körper wiegt. Er nickt im Takt zur Melodie, sie trägt ihn fort, noch weiter von mir weg. Er weiß die Mittel zu nutzen, um sich in Szene zu setzen, um mich hinzuhalten.

Mein Herzmuskel rennt auf der Stelle und bringt

mich nicht voran.

Seine blauen Augen brechen wieder hervor und erfassen mich – *er besitzt tatsächlich die Gabe, mit ihnen zu singen* –, und aus seinem Blick klaube ich alle relevanten Verse heraus, die von Schmerz und Leid handeln. Er mustert mich. Ich glaube, er versucht, mich in dem Lied unterzubringen. Dennoch verstehe ich es als Aufforderung. Stoße mich von der Wand ab, überbrücke den Abgrund, bin bei ihm, dränge ihn an die Wand. Meine Fäuste knüllen den Stoff über seiner Brust, er wehrt sich nicht.

Stirn auf Stirn, Auge in Auge ist er meinem unersättlichen Starren ausgeliefert. Er sperrt das Blau weg, ich selbst schließe meine Lider, um mich von meinem eigenen, *inneren* Meister führen zu lassen, nach dessen Regeln zu agieren.

Wir sind zwei Rüden, die sich beschnüffeln. Reiben unsere unrasierten Wangen aneinander, scheuern unsere Eitelkeit wund.

Sein Shirt ist mir im Weg. Er übernimmt diesen Part für mich und zieht es sich selbst über den Kopf, hilft mir dann aus meinem. Ich mache mich an seiner Hose zu schaffen, doch er geht in die Hocke, um seine Stiefel auszuziehen, also tue ich es ihm gleich. Nach dieser Unterbrechung lässt er sich wieder von mir anfassen. Die restlichen Hüllen fallen, irgendwann sind wir beide nackt, die Verwandlung zum Wolf ist vollendet, draußen kein Mond, um ihn anzuheulen.

– Ende der Leseprobe –